

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

AUS ERSTER HAND

EINE GEMEINSAME PUBLIKATION des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

EDITORIAL

Sinkende Lebenserwartung durch COVID-19

Mit anhaltender Dauer der Pandemie zeigen sich immer mehr kurz- und mittelfristige Auswirkungen auf das gesellschaftliche Leben und die Gesundheit verschiedener Alters- und Bevölkerungsgruppen. Der erste Beitrag dieser Ausgabe beschäftigt sich mit der Entwicklung der Lebenserwartung von Frauen und Männern im Jahr 2020, basierend auf Daten aus 30 Ländern. Forschende am Max-Planck-Institut für demografische Forschung konnten mit einem internationalen Team zeigen, dass in den meisten untersuchten Ländern die durchschnittliche Lebenserwartung deutlich zurückging. Die Verluste waren in den einzelnen Ländern jedoch sehr unterschiedlich. Die COVID-19-Pandemie erwies sich als Hauptursache für diese Veränderungen. Für Russland wird aufgrund von vergleichsweise hohen Sterbefällen im Jahr 2021 mit einem weiteren Rückgang der Lebenserwartung gerechnet.

Um Wochenendarbeit und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf geht es im zweiten Beitrag. Wie die Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden und der Universität in Melbourne zeigt, bewerten Mütter und insbesondere Väter, die am Wochenende arbeiten, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf schlechter als jene, die nur wochentags arbeiten. Auch Jobcharakteristika wie selbstbestimmte Arbeitszeit, Zweitjob, Nachtarbeit und lange Arbeitszeit wirken sich darauf aus, wie Eltern von minderjährigen Kindern Beruf und Familie vereinbaren können.

Der dritte Beitrag analysiert Lebensformen im jungen und mittleren Erwachsenenalter von Migrant*innen in Deutschland. Wissenschaftlerinnen der Universität Rostock und der Universität Mannheim verglichen dazu Erwachsene ohne Migrationshintergrund mit türkischstämmigen Migrant*innen erster und zweiter Generation und mit Spätaussiedler*innen. Die Ergebnisse zum Zusammenleben mit oder ohne Trauschein erweisen sich dabei als markant. Unverheiratetes Zusammenleben ist unter Zuwander*innen aus der Türkei und Spätaussiedler*innen äußerst selten, während Personen ohne Migrationshintergrund viel häufiger unverheiratet mit Partner*in zusammenleben.

Isabella Buber-Ennsner
Vienna Institute of Demography

MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Lebenserwartung: Jähres Ende des steten Anstiegs

Pandemie-Jahr 2020 bringt Rekord-Verluste in vielen Ländern

Neue Analysen des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung zeigen, wie sich die Lebenserwartung im Jahr 2020 in Europa, Russland, den USA und Chile entwickelt hat. In 28 von 30 untersuchten Ländern ging die durchschnittliche Lebensdauer demnach teils deutlich zurück. Die Hauptursache war die COVID-19-Pandemie.

An COVID-19 sind im Jahr 2020 offiziell 1,8 Millionen Menschen gestorben – das entspricht in etwa der Einwohnerzahl Hamburgs. Doch natürlich ist eine solche Zahl mit vielen Unsicherheiten behaftet. Einerseits wurde die Sterblichkeit durch COVID-19 längst nicht in jedem Land genau erfasst, andererseits hat die Frage, ob jemand an oder mit COVID-19 gestorben ist, zu hitzigen Debatten geführt. Doch es gibt eine Zahl, in der sich die vielfältigen Auswirkungen der Pandemie auf die Gesundheit einer Bevölkerung relativ gut und vergleichbar zusammenfassen lassen: die durchschnittliche Lebenserwartung. Jonas Schöley vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung und José Manuel Aburto von der Universität Oxford haben daher mit einem internationalen Forscher*innen-Team die Lebenserwartung im Jahr 2020 in vielen europäischen Ländern, den USA, Russland sowie Chile ermittelt und mit Werten aus den Vorjahren verglichen. Dabei analysierten sie auch, inwieweit Veränderungen der Lebenserwartung auf COVID-19 bzw. auf andere Todesursachen zurückzuführen waren (s. Abb.1). In sehr vielen Industrienationen ist die durchschnittliche Lebenserwartung bei Geburt im letzten Jahrhundert stetig und verlässlich gestiegen. Insofern verwundert es nicht, dass alle untersuchten Länder seit 2015 eine Zunahme der Lebenserwartung bei Geburt verzeichneten. Sie reichte von einem Monat pro Jahr in Ländern wie Griechenland, Frankreich oder Schottland bis zu drei Monaten pro Jahr in Spanien, Ungarn und Litauen. Zurückzuführen ist dieser Anstieg vor allem auf sinkende Sterberaten bei den über 60-Jährigen. Im Jahr 2020 aber bricht diese stetige Entwicklung fast überall

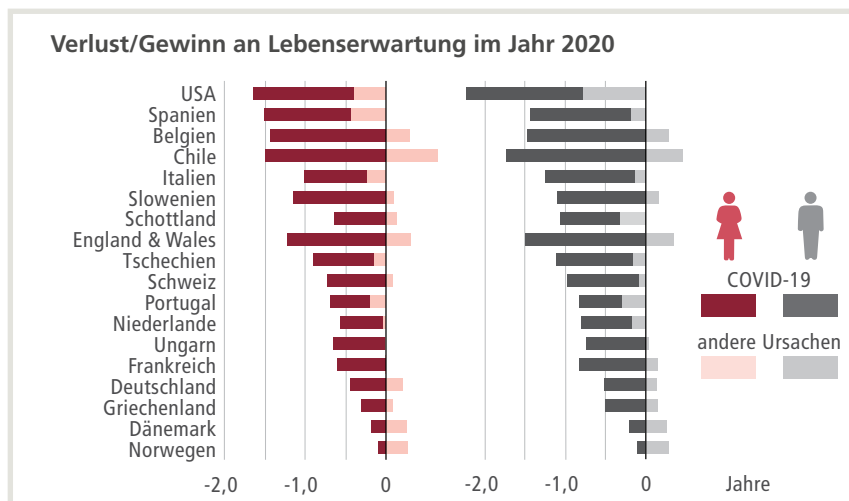


Abb. 1: In den meisten Ländern ist der Rückgang der Lebenserwartung bei Geburt 2020 deutlich durch COVID-19 geprägt. Teilweise wird diese Entwicklung durch einen positiven Trend bei der Sterblichkeit durch andere Todesursachen abgemildert (u.a. Belgien, Chile, England & Wales) oder sogar überlagert (Dänemark, Norwegen). Quelle: Aburto et al. 2021

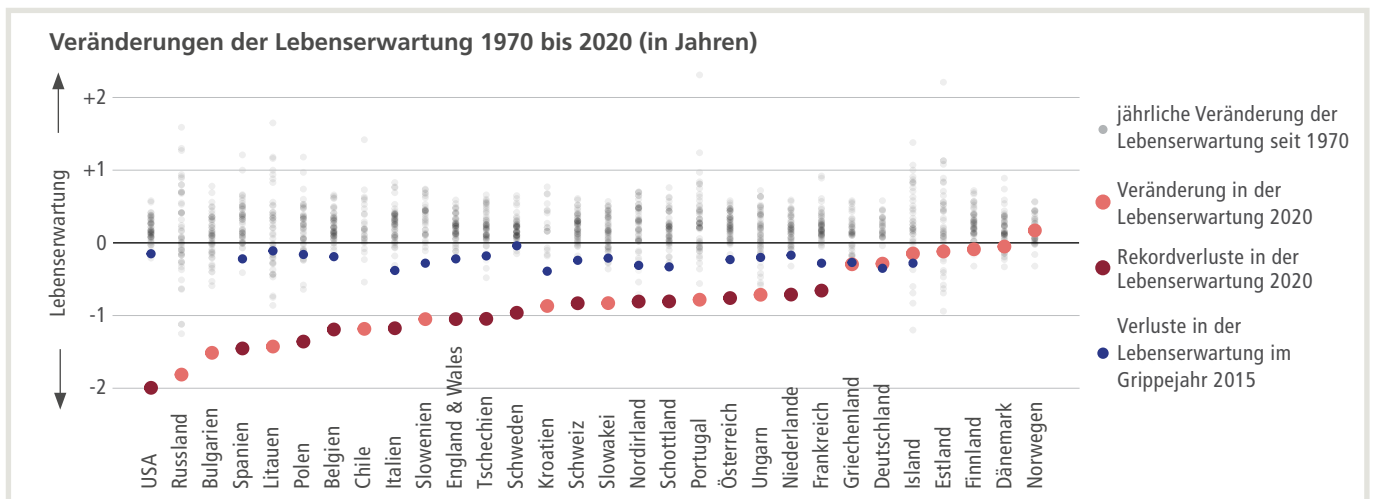


Abb. 2: Vergleicht man die Entwicklung der Lebenserwartung bei Geburt im Jahr 2020 mit Vorjahreswerten, wird das historische Ausmaß der Pandemie deutlich. Quelle: Aburto et al. 2021

abrupt ab. Lediglich für Frauen in Finnland sowie für beide untersuchten Geschlechter in Dänemark und Norwegen lässt sich ein weiterer Anstieg der Lebenserwartung verzeichnen. Alle anderen Länder aber sehen teils dramatische Rückgänge. Am größten sind sie in den USA sowie in Russland und Bulgarien, wo die durchschnittliche Lebensdauer innerhalb eines Jahres um 2 bzw. um 1,75 und 1,45 Jahre zurückging (s. Abb. 2). Aber auch in neun weiteren Ländern verloren Männer und Frauen zusammen mehr als ein Jahr an Lebenszeit. Zurückzuführen sind die Einbrüche auch hier auf eine Veränderung der Sterblichkeit in den höheren Altersgruppen. Schließlich waren es vor allem über 60-Jährige, die an COVID-19 starben.

Dass Dänemark und Norwegen eine Ausnahme darstellen, liegt an der gesunkenen Sterblichkeit durch andere Todesursachen als COVID-19 und an einer vergleichsweise geringen Sterblichkeit durch COVID-19 (s. Abb. 1). Auch in Deutschland starben im Vergleich zu 2019 weniger Menschen an anderen Todesursachen als an COVID-19. Dieser Rückgang war aber geringer als in den beiden skandinavischen Ländern, während die Sterblichkeit aufgrund von COVID-19 deutlich höher war. Zusammengefasst verloren Männer in Deutschland gut vier Monate, Frauen zweieinhalb Monate an durchschnittlicher Lebensdauer.

Damit gehört Deutschland unter den untersuchten Ländern zu jenen, die 2020 eher glimpflich davon gekommen sind. Mit Griechenland und Estland verzeichnete es die geringsten Rückgänge in der Lebenserwartung. Österreich findet sich ebenso wie Schweden, das bei den Infektionsschutzmaßnahmen einen Sonderweg ging, im Mittelfeld wieder. Beide gehören allerdings dennoch zu jenen Ländern, die im Jahr 2020 bei der Lebenserwartung die größten Verluste seit 1950 erlebt haben. Das gilt ebenso für Spanien, England, Italien, Belgien, Frankreich und die Niederlande. Für viele osteuropäische Staaten ist es hingegen oft der stärkste Einbruch seit dem Zerfall des Ostblocks. Die größten Verluste von eineinhalb Jahren und mehr wurden für Männer in den USA, Russland, Litauen, Bulgarien und Polen sowie für Frauen in Russland, den USA und in Spanien beobachtet.

Obwohl COVID-19 bekannt dafür ist, dass Männer von der Krankheit stärker betroffen sind und auch höhere Sterberaten haben, gibt es sieben Länder, in denen die Lebenserwartung der Frauen stärker zurückgegangen ist als die der Männer (s. Abb. 3). In Russland etwa verloren die Männer im Jahr 2020 knapp 1,7 Lebensjahre, während es bei den Frauen im Schnitt 1,8 Jahre waren. Schöley und sein Team führen dieses Ungleichgewicht auch darauf zurück, dass das besonders gefährdete Gesundheits-

und Pflegepersonal in Russland häufig weiblich ist. Insgesamt gesehen sind die Zahlen in den USA und in Russland auf einem sehr hohen Niveau. In Russland werden für das Jahr 2020 rund 300.000 überzählige Sterbefälle registriert. Eine Zahl, die auch 2021 rapide angewachsen ist und dazu führen wird, dass die Lebenserwartung auch im Jahr 2021 weiter zurückgehen wird.

Das bedeutet allerdings nicht, dass ein Mädchen, das 2020 in Russland geboren wurde, nun eine um 1,8 Jahre geringere Lebenserwartung hat als ein 2019 geborenes Mädchen. Die sogenannte Periode-Lebenserwartung ist vielmehr ein theoretischer Wert: Er gibt an, wie alt ein 2020 geborenes Mädchen im Schnitt werden würde, wenn die Lebensbedingungen und die Bevölkerungsgesundheit aus dem Jahr 2020 für sein gesamtes Leben gelten würde. Man müsste also davon ausgehen, dass die Corona-Pandemie sich die nächsten sieben, acht Jahrzehnte in gleicher Weise fortsetzt.

So wenig der Wert über die tatsächliche Lebensdauer von Neugeborenen aussagt, so viel kann er über die Bevölkerungsgesundheit im Jahr 2020 offenlegen. Denn in dem Wert spiegeln sich die verschiedensten Auswirkungen der Corona-Pandemie wider: angefangen beim Infektionsgeschehen und den COVID-19-Todesfällen über höhere Sterblichkeit aufgrund verschobener Krankenhausbehandlungen oder Arzttermine bis hin zu gesunkener Sterblichkeit im Verkehr während der Lockdowns und der Frage, wie gut das Gesundheitssystem funktioniert. Und diese Auswirkungen, das zeigt die Studie sehr eindrücklich, erreichten in vielen Ländern ein historisches und für die Nachkriegszeit einmaliges Ausmaß.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Jonas Schöley
Kontakt: schoeley@demogr.mpg.de

LITERATUR

Aburto, J. M., J. Schöley, I. Kashnitsky, L. Zhang, C. Rahal, T. I. Missov, M. C. Mills, J. B. Dowd and R. Kashyap: Quantifying impacts of the COVID-19 pandemic through life-expectancy losses: a population-level study of 29 countries. *International Journal of Epidemiology* [First published online: 26 September 2021]. DOI: 10.1093/ije/dyab207

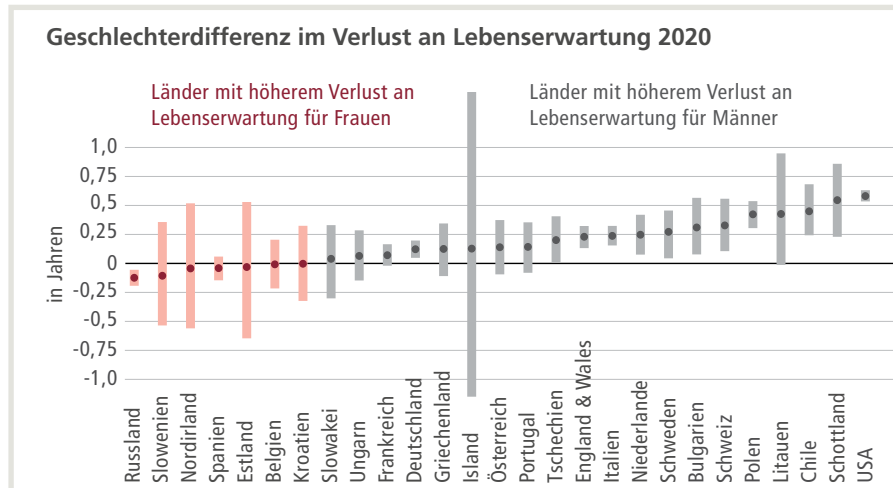


Abb. 3: Obwohl Männer von COVID-19 stärker betroffen sind als Frauen, ist die Lebenserwartung von Frauen in einigen Ländern stärker zurückgegangen als die der Männer. (Konfidenzintervalle in hellrot/hellgrau) Quelle: Aburto et al. 2021

Keine Zeit für das Sonntagsfrühstück

Wie sich Wochenendarbeit auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie auswirkt

Ausschlafen, gemeinsam kochen, basteln, spielen oder Ausflüge unternehmen: Das Wochenende ist gemeinhin Familienzeit. Doch nicht wenige Eltern müssen auch an Sams- und Sonntagen arbeiten. Die Schwierigkeiten, Beruf und Familie unter einen Hut zu bekommen, steigen in diesem Fall deutlich an.

Ob Schule, Sport oder private Verabredungen – vieles in unserem Alltag ist auf eine Wochenstruktur angepasst, in der montags bis freitags gearbeitet wird und am Wochenende Zeit für Aktivitäten und Familie bleibt. Wer mit seinen Arbeitszeiten aus diesem Muster herausfällt, hat es häufig schwerer: Wer betreut das Kind am Samstag? Wer fährt es zu Vereinsspielen oder zum Kindergeburtstag? Gerade, wenn die Oma nicht um die Ecke wohnt oder das Geld für einen Babysitter fehlt, sind Beruf und Familie für Wochenendarbeiter*innen oft schwerer zu vereinen.

Um herauszufinden, wie groß diese Schwierigkeiten sind, wen sie betreffen und wie sie verstärkt oder abgemildert werden, haben Inga Laß vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung und Mark Wooden von der University of Melbourne Daten der australischen Panelstudie „HILDA“ (Household, Income and Labour Dynamics in Australia) analysiert. Knapp 8.000 Befragte im Alter zwischen 18 und 64 Jahren, die für Kinder unter 17 Jahren sorgen müssen, machten darin Angaben zu Arbeitszeiten und -tagen sowie zum Konflikt zwischen Beruf und Familie. Letzterer wurde anhand von Aussagen gemessen wie: „Aufgrund der Anforderungen meiner Arbeit ist meine Zeit mit der Familie weniger angenehm und belastender“. Der errechnete Beruf-Familie-Konflikt liegt auf einer Skala von 1 (sehr gering) bis 7 (sehr stark). Starke Konflikte werden im Weiteren auch als „schlechte Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ bezeichnet.

Väter, die nur wochentags arbeiten, bewerteten die Vereinbarkeit von Beruf und Familie demnach mit recht mittelmäßigen 3,8 Punkten. Väter, die auch am Wochenende arbeiten, bewerteten die Vereinbarkeit von Beruf und Familie dagegen um 0,4 Punkte schlechter. Bei den Müttern betrug der Unterschied zwischen Werktags- und Wochenendarbeiterinnen nur 0,2 Punkte. Sie stimmten den Aussagen im Schnitt mit 3,5 bzw. 3,7 Punkten zu.

Schauten Laß und Wooden dagegen, wie sich die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bei Befragten mit ähnlichen persönlichen und beruflichen Merkmalen entwickelte, zeigt sich ein etwas anderes Bild: Wechselten Frauen oder Männer im Laufe der Befragung von der Gruppe der Werktagsarbeitenden in die Gruppe der Wochenendarbeitenden, dann verschlechterte sich die Vereinbar-

keit von Beruf und Familie bei ihnen gleich stark (s. Abb. 1). Aber auch die Ergebnisse dieses sogenannten „Fixed Effect-Models“ belegen, dass die Arbeit am Wochenende meist dazu führt, dass Männer und Frauen Schwierigkeiten haben, ihre beruflichen Verpflichtungen und ihr Familienleben zu vereinen.

Eine Ausnahme bilden hier Eltern, die die Möglichkeit haben, ihre Wochenendarbeitszeiten mitzubestimmen. Je höher der Einfluss auf die Arbeitszeiten ist, desto besser bewerteten die Befragten die Vereinbarkeit von Berufs- und Familienleben und desto geringer werden die Unterschiede bei der Vereinbarkeit zwischen den Personen, die nur wochentags, und denen, die am Wochenende arbeiten (Abb. 2). Allerdings hat nur ein Drittel der Befragten angegeben, eine hohe oder relativ hohe Kontrolle über die eigenen Arbeitszeiten zu haben.

Neben der Wochenendarbeit wurde auch der Einfluss weiterer Merkmale auf die Vereinbarkeit untersucht. Besonders schwer haben es Mütter und Väter, die vergleichsweise viele Wochenstunden arbeiten müssen, die Nachtschichten leisten, die eine Führungsrolle oder mehr als einen Job haben. Auch Eltern mit gesundheitlichen Problemen oder mit vielen minderjährigen Kindern gaben häufiger an, Beruf und Familie nur schwer vereinbaren zu können.

Im Gegensatz dazu waren die Unterschiede zwischen unterschiedlichen Berufen eher unbedeutend. Auch die Frage, ob jemand als Single oder in einer Partnerschaft lebt und ob der Partner oder die Partnerin am Wochenende arbeiten muss, hat überraschenderweise kaum Einfluss auf die Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Familienleben.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie: Inga Laß
Kontakt: Inga.Lass@bib.bund.de

LITERATUR

Laß, I. and M. Wooden: Weekend work and work-family conflict: evidence from Australian panel data. *Journal of Marriage and Family* [First published online: 01 June 2021].
DOI: 10.1111/jomf.12779

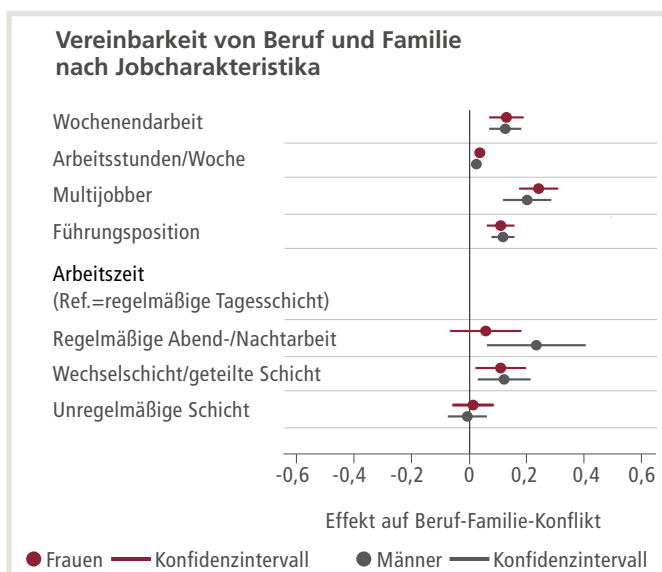


Abb. 1: Wer am Wochenende arbeiten muss, bewertet die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ähnlich schlecht wie ein Elternteil, das als Führungskraft arbeitet.
Quelle: HILDA (2004-2017), eigene Berechnungen

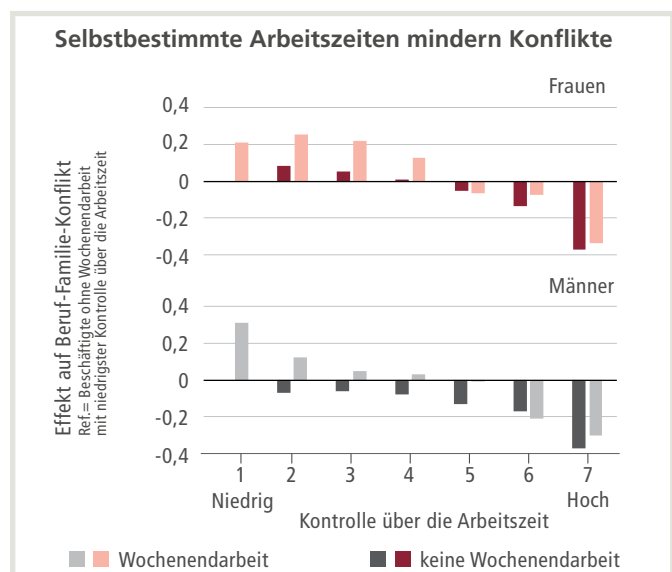


Abb. 2: Besonders große Probleme, Familie und Beruf zu vereinbaren, haben Wochenendarbeiter*innen, die kaum Kontrolle über ihre Arbeitszeiten besitzen.
Quelle: HILDA (2004-2017), eigene Berechnungen

Nicht ohne Trauschein

Studie zu Lebensformen von türkeistämmigen Migrant*innen und Spätaussiedler*innen

Unter jungen Erwachsenen ohne Migrationshintergrund lebt ein Viertel ohne Partner*in außerhalb des Elternhauses und ein Siebtel ohne Trauschein mit einer Partnerin oder einem Partner zusammen. Unter türkeistämmigen Migrant*innen der ersten und zweiten Generation sowie bei Spätaussiedler*innen sind diese beiden Lebensformen dagegen die Ausnahme, zeigt eine Studie zur Altersgruppe der 18- bis 40-Jährigen.

In der ersten Generation der aus der Türkei Zugewanderten gaben sogar nur 0,4 Prozent der Frauen und 1,5 Prozent der Männer an, in einer nicht ehelichen Partnerschaft zu leben. Auch unter den befragten Spätaussiedler*innen ist das unverheiratete Zusammenleben mit gut vier Prozent keine sehr beliebte Lebensform, wie Anne-Kristin Kuhnt von der Universität Rostock und Sandra Krapf von der Universität Mannheim in einer neuen Studie darlegen.

Die beiden Demografinnen haben darin zwei Befragungen des deutschen Mikrozensus' ausgewertet, in denen Angaben zur Lebensform, zu Herkunft, Alter und Bildung erfasst sind. Denn während man schon einiges darüber weiß, wie und wann Migrant*innen heiraten oder wie hoch die Scheidungsraten sind, so ist die Frage, welche Lebensform junge Erwachsene mit Migrationshintergrund in Deutschland wählen, bisher kaum erforscht.

In die Analyse einbezogen wurden Zugewanderte und deren Nachkommen aus der Türkei sowie Spätaussiedler*innen (also aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion oder anderen post-sozialistischen, osteuropäischen Staaten Zugewanderte mit deutschen Vorfahren), die zusammen rund ein Viertel aller Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland ausmachen.

Eine Ehe ist die mit Abstand häufigste Lebensform bei den Spätaussiedler*innen und bei den türkeistämmigen Migrant*innen der sogenannten 1. Generation (s. Abb. 1). Andere Partnerschaftsformen sind bei diesen Migrantengruppen eher selten. Etwas anders sieht das bei den türkeistämmigen Migrant*innen der sogenannten 2. Generation aus. Weil diese in der Regel noch jünger ist, überrascht es nicht, dass 45 Prozent der Frauen und

55 Prozent der Männer noch im elterlichen Haushalt leben. Der Anteil derjenigen, die als Single in einem eigenen Haushalt leben oder unverheiratet mit einem Partner oder einer Partnerin zusammenleben, ist etwas höher als bei der 1. Generation, aber im Vergleich zu den Menschen ohne Migrationshintergrund immer noch auf einem sehr niedrigen Niveau.

Bei Letzteren ist das eheliche Zusammenleben nur eine von mehreren möglichen Lebensformen: Gut die Hälfte aller Frauen lebt als Single im eigenen Haushalt oder im Elternhaushalt. Bei den Männern sind es sogar über 60 Prozent. Auch das nicht eheliche Zusammenleben ist mit 16 Prozent bei den Frauen und mit 14 Prozent bei den Männern ein wesentlich häufiger gewähltes Modell als bei den Migrant*innen.

Diese Ergebnisse können nur zu sehr kleinen Teilen durch Bildungsunterschiede erklärt werden, wie eine vertiefende Analyse zeigte. Die Sozialisierung, die Traditionen und Normen aus dem Herkunftsland (der Eltern) scheinen also bis in die 2. Generation hinein noch eine große Rolle zu spielen.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie: Anne-Kristin Kuhnt
Kontakt: ✉ anne-kristin.kuhnt@uni-rostock.de

LITERATUR

Kuhnt, A.-K. and S. Krapf: Partnership living arrangements of immigrants and natives in Germany. *Frontiers in Sociology* 5(2020)538977, 1-8.
DOI: 10.3389/fsoc.2020.538977

Lebensformen von jungen Menschen ohne Migrationshintergrund und Migrant*innen (in Prozent)

	Personen ohne Migrationshintergrund	1. Generation Aussiedler*innen	1. Generation türkei- stämmige Migrant*innen	2. Generation türkei- stämmige Migrant*innen
Frauen				
Partnerschaftsstatus				
Single; eigener Haushalt	28,6	11,8	2,4	9,6
Single im Elternhaushalt	22,2	3,0	1,3	45,3
Unverheiratet zusammenlebend	15,5	4,1	0,4	1,7
Verheiratet	33,8	81,2	95,9	43,5
Anzahl der Befragten	73.417	2.035	1.515	2.481
Männer				
Partnerschaftsstatus				
Single; eigener Haushalt	30,3	12,2	5,4	11,2
Single im Elternhaushalt	31,3	7,5	1,3	54,8
Unverheiratet zusammenlebend	13,7	4,1	1,5	2,7
Verheiratet	24,8	76,2	91,8	31,4
Anzahl der Befragten	74.814	1.916	1.188	2.903

Spaltenprozente können aufgrund von Auf- und Abrundung ggf. nicht auf 100 aufgerundet werden. Mikrozensus Deutschland 2009 und 2013, Befragte aus Westdeutschland im Alter zwischen 18 und 40 Jahren. Für Spätaussiedler*innen, die erst ab den 1990er Jahren zuwanderten, ist eine Unterteilung nach 1. und 2. Generation aktuell für die Altersgruppe 18-40 Jahre noch nicht möglich.

Abb. 1: Während die Lebensformen bei jungen Erwachsenen ohne Migrationshintergrund recht heterogen sind, sind Singlehaushalte oder unverheiratetes Zusammenleben bei Migrant*innen eher selten. Quelle: Mikrozensus (2009, 2013), eigene Berechnungen

